

1. Einleitung

Max Stirner hieß mit bürgerlichem Namen Johann Caspar Schmidt und lebte von 1806-1856. Was von seiner Biographie bekannt ist, hat John Henry Mackay zusammengetragen. Der Text seines Hauptwerks „Der Einzige und sein Eigentum“ ist einige Monate früher erschienen, sozusagen vordatiert, mit einem Verweis auf das folgende Jahr. Die Vordatierung Leipzig 1845 könnte ein Mittel sein, das rasche Veralten von Texten zu verzögern. Dies ist insbesondere nötig in der Abfolge der junghegelianischen Pamphlete, die im Anschluss an Feuerbach ein Feuerwerk von Kritik, Metakritik und Selbstkritik, von Übersteigerung und Übertreibung entfacht. Die nachhegelsche Philosophie wurde als Rechtshegelianismus zur staatstragenden Fraktion, als Linkshegelianismus zur Geschichte der Rekorte extremer Denkkperimente, die von Feuerbachs Atheismus zu den radikalen Varianten des Individualismus von Stirner, Kierkegaard, Bahnsen u.a. führten. (Vgl. Essbach 1988; Rattner/Danzer 2005; Löwith 1988)

Der berühmte Titel, bis heute erhältlich in zahlreichen europäischen Übersetzungen (vgl. Stirner 1972, 1844/1995, 1844/2000), gehört zu den abseitigen Klassikern, die gerne erwähnt, aber kaum gelesen, geschweige denn genau studiert werden. Müsste „Der Einzige“ nicht wiederholt und genau, gleichsam von vorne nach hinten und wieder von hinten nach vorne und stets abwägend gelesen werden?

Stirners Buch in seinem Stil unnachahmlich, ein rhetorisches Experiment, das selten als solches gelesen und geschätzt wurde, mag vielen als Monstrum erscheinen, in dem es von Kuriositäten und Wiederholungen wimmelt. Entweder wurde der Text in jeder Hinsicht wörtlich genommen – und entrüstet bekämpft, oder er wurde, weil darin von Heiterkeit, Humor und Leichtsinn die Rede ist, nicht ernst genommen – ein folgenschweres Miss-

verständnis, vergleichbar mit der Herablassung, die Darstellern und Autoren des Komischen widerfährt, als seien es zweitrangige Künstler.

Dieses Werk verleiht dem Übermut der „Berliner Freien“ ebenso eine Stimme wie dem Tiefsinn des Sprachkritikers, der gegen die Knechtschaft der Sprache anrennt, bis an die Grenze des Unsinnigen und der „Gedankenlosigkeit“. (Vgl. 164, 388f., 400)¹ Stirners Egologie verweist auf Unsagbares (vgl. 164, 201, 348, 400), auf das Geheimnis der intima persona und des Individuum ineffabile, sowohl in seiner separaten Icherfahrung und Leibmystik als auch in seiner Begegnung mit dem gleich ursprünglichen Alter Ego, dem Du oder der zweiten Person, die sich von allen möglichen abstrakten Bezugsgrößen wie der Familie, dem Staat oder der Nation, aber auch der Menschheit wohltuend unterscheidet, nämlich dadurch, dass sie real und konkret, riechbar und fassbar, brauchbar und genießbar ist, keine Fiktion wie die zahlreichen Prinzipien und Ideale, die im Vergleich zum stämmigen und lebendigen Ich und Du nichts als dürre Zweiglein, lauter Schatten und Schrullen sind. Kein Ego, das sich konservieren und einbalsamieren ließe für die Unsterblichkeit, sondern eines, das sich in der Gegenwart aufhält und sich und andere im Selbstgenuss verbraucht und verzehrt. Die Metapher des Essens wird dem abstrakten Denken gegenübergestellt. (Zu Stirners Egoismus vgl. Blume 2006, Knoblauch/Peterson 1996, Müller 1994.)

¹ Zahlen in Klammern beziehen sich auf die Reclamausgaben von Max Stirner: *Der Einzige und sein Eigentum*, Stuttgart 1972, 1981, 2003. Für Diskussionen danke ich Mariette Schaeren.

2. Hedonismus und Eigensinn

Das heitere Heautophagentum des Einzigen unterscheidet sich von der Selbstpeinigung des „Heautontimorumenen“ (181); der sich selber aufzehrende Selbstgenuss ist ein übermütiges Bekenntnis zum „Lebe dich aus“, „Werde und sterbe“ und eine Hohnrede auf alle Fixierungen und Festlegungen der Überzeugungen im Staat, diesem Tollhaus der Mehrheit. Die persönliche Freiheit ist identisch mit der persönlichen Freude – *tel est notre plaisir*. (Vgl. 117f.) Stirner sprengt alle Grenzen, insbesondere jene zwischen dem harmlosen Privaten und dem gefährlichen Öffentlichen. Das Privateste wird politisch brisant, weil *ego privatissimus* der Brennpunkt aller Empfindungen, des Genusses und der Leiden ist. Das Leiden des Individuums ist der Index schlechter Politik. Die offizielle Rhetorik der Politiker, der Appell an Gemeinwohl und Humanität, wird vom Eigensinn des Einzigen durchkreuzt und denunziert. Hier steht einer nicht für andere ein, nicht für das Allgemeinwohl oder „den Menschen“, sondern für sich selber. Die Satzkaskaden der Rebellion türmen sich auf zu einem Kompendium, das man auf irgendeiner Seite aufschlagen kann. Vielleicht ließe es sich mit dem surrealistischen Bild eines frei schwebenden erratischen Felsblockes vergleichen, mit einer Verankerung aller Perspektiven im Ich, das nichts anderes ist als ein Prozess der lustvollen Abnutzung, ein quirliges – Nichts. Auf jeder Seite verdichten sich Trotz und Stolz des Individuums, das Gott getötet und auch noch dessen Schatten, die humanistische Moralrhetorik, überwunden hat, zu einem Aphorismus gegen Moralismus und Paternalismus. Der Einzige beabsichtigt, dem Zwang und der Gewalt in der Verkleidung der Fürsorglichkeit, „der alten Fürsorge, der Heranbildung, kurz dem Prinzip, aus Uns etwas zu machen, gleichviel ob Christen, Untertanen oder Freie und Menschen, entgegentreten.“ (268)

Das Bekenntnis zum Genuss ist eine Absage an bürgerliche **und** sozialistische Ideale, wonach sich der Einzelne seinen Wert und seine Bedeutung erst durch Arbeit oder andere Vorleistungen erkämpfen muss. Es ist eine Erinnerung an die Bedeutung der Muße und der (schöpferischen) Faulheit, nicht nur als Re-creation der Arbeitskraft, sondern als Bestandteil eines gelungenen Lebens. Schließlich ist es eine Kampfansage gegen alle asketischen Theorien, welche den Sinn des Lebens in der Selbstverleugung oder im Dienst an anderen sehen.

Im Selbstgenuss fühlt sich das Ich in seiner Einzigkeit, Einmaligkeit und Unersetzbarkeit. Ausgangspunkt von Stirners Egoismus ist nicht eine Aussage, die wahr oder falsch sein kann – Wahrheiten kritisiert er ohnehin als das Unpersönliche, Unwirkliche und Unbeleibte. (Vgl. 396) Wie ich mich fühle, lässt sich nicht direkt sagen. Es ist nicht Gegenstand von Aussagen, sondern vielmehr Ausdruck eines Gefühls oder einer Einstellung zur Welt. „Ich bin das Kriterium der Wahrheit. Ich aber bin keine Idee, sondern mehr als Idee, d.h. unaussprechlich.“ (400) Das Ich bezeichnet die Grenze des Aussagbaren, das Individuum ineffabile. (Vgl. 164, 201, 348; Stirner 1986, 149-155) Deshalb greift Stirner häufig zu anderen Ausdrucksformen als jenen der Aussage, nämlich zu Ausrufen und zur Erwähnung von Gedichten. So enthält z.B. das im Text (vgl. 411) erwähnte, aber nicht zitierte Gedicht „Die drei Zigeuner“ von Nikolaus Lenau die folgende zweitletzte Strophe: „Dreifach haben sie mir gezeigt, / Wenn das Leben uns nachtete, / Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt, / Und es dreimal verachtet.“ Dieses Gedicht steht für Gebrauch, Genuss und Vernichtung des Lebens. (Vgl. Engert 1998) Nicht die Arbeit, sondern die hedonistische Konsumption des Lebens ist nach Stirner der Sinn des Lebens. An die Stelle eines Systems von Aussagen (Prädikationen) treten gelegentlich expressive Ausdrucksformen. „Ich singe, wie der Vogel singt ...“ (331); „ein aufjauchzendes Juchhe“ (164). Aussagen

berichten davon, was der Einzige ist; dagegen versucht Stirner auszudrücken (nicht auszusagen!), wer er ist. Dies lässt sich nicht im strikten Sinne wiederholen, sondern nur variieren und immer wieder neu ausdrücken. Dabei werden vor allem indexikalische Ausdrücke wie ‚Ich‘ und ‚Mein‘ und Eigennamen (wie ‚Max‘ und ‚Anna‘) verwendet. (Indexikalische Ausdrücke beziehen sich immer auf die Person, die sie verwendet. Ihr Bezug ist variabel und abhängig vom Sprachverwender.) ‚Du‘ ist ebenfalls weniger Objekt von Aussagen als vielmehr Subjekt der Anrede – dies erklärt die Häufigkeit der direkten Anrede des Du im Text.

Stirners Texte sind Experimente der Exzentrizität und Diskontinuität – ist Traditionsbruch möglich? War bereits die Reformation ein Traditionsbruch? War die französische Revolution ein Traditionsbruch? Ist der Atheismus ein Traditionsbruch, oder lediglich eine Vollendung der „Selbstersetzung des Christentums“? Gibt es ein Entkommen aus dem „Zauberkreis des Christentums“? (Vgl. 406, 410) Oder lediglich eine Metamorphose oder „veränderte Gottesfurcht“? Wie geht es weiter in der „nachchristlichen Geschichte“ (103)? Lässt sich das stets übergangene Persönliche und Unsagbare trotzdem mitteilen? Entscheidend sind nicht Stirners „Lösungen“, sondern der Mut, mit dem er sich in das Labyrinth dieser Fragen begibt, insbesondere das Labyrinth der Einzigkeit, die zugleich jedem (vgl. 227) und keinem anderen als Mir zukommt. Anders gesagt: Ein jeder ist einzig, doch keiner so wie Ich. (Logiker würden den armen Stirner sicher gerne darüber belehren, dass dieses Labyrinth nur auf einer Konfusion beruhe.)

An anderer Stelle (vgl. 208) wird das Gedicht „Das Mordtal“ von Adelbert von Chamisso erwähnt, und zwar an einer besonders prekären Stelle, wo Stirner alle Rechte aus meinem Willen und meiner Macht ableitet, sogar das Recht zu morden. Der politische Voluntarismus schließt auch die Ableitung aller Rechte aus dem Willen bzw. der psychischen Macht des Ichs ein. (Vgl.

214, 233, 285, 290) Liest man solche Stellen als buchstäblich wahre Aussagen oder gar als politisches Programm, so könnten sie als Anhaltspunkte für die sog. „Propaganda der Tat“ betrachtet werden. (Vgl. 205, 207) Der expressive Kontext und die Erwähnung des Gedichts geben dieser Stelle jedoch einen anderen Charakter. Das hochdramatische Gedicht erzählt von einem Weißen, der in einem Tal schläft und dabei von einem Indianer beobachtet wird. Dieser zeigt ihm am anderen Tag seine Sammlung von Skalps von getöteten Weißen und erzählt ihm seine Geschichte, wie er sich an zahlreichen Weißen gerächt habe und dass er nun gedenke, aus dem Leben zu scheiden. Der Weiße solle ihn bestatten. Der Indianer hat sich das Recht genommen, aus Rache zu töten und sich selber am Ende das Leben zu nehmen. Das Paradox der Einzigkeit könnte darin bestehen, dass der Indianer, an Mut und Entschlossenheit einzigartig, nicht zur Nachahmung einlädt, sondern zur Anregung, ihm auf meine Weise nachzueifern und ihn vielleicht sogar zu übertreffen. Es ist diese stolze Geste des Indianers, dessen Mut, mit dem er sich sein Recht nimmt, aber auch das Leben seines weißen Zuhörers verschont, die Stirner dazu bewogen haben, dieses Gedicht zu erwähnen.

Warum aber ein Gedicht erwähnen, wenn hier rassistische Mordtaten aus Rache gebilligt werden sollten? Der Hinweis auf Lyrik nimmt dem Text den Charakter eines Manifestes für Mord und Totschlag. Stirner denkt nicht daran, für Gewalt und Mord zu plädieren. Es geht nicht um „Propaganda der Tat“, sondern um eine subjektive Theorie der Rechte, nach der es keine objektiven Rechte gibt, die uns von höheren Instanzen (wie Gott oder dem Staat) geschenkt werden. Vielmehr müssen wir uns unsere Rechte selber nehmen und auf ihrer Durchsetzung insistieren, so weit es in unserem Vermögen liegt. Dass Rechtsbehauptung und Notwehr der Erhaltung der Rechtsordnung zugute kommen, mag kontingenterweise zutreffen – oder auch nicht; ein di-

rektes Argument ergibt sich daraus nicht. Wenn ich auf meinem Recht insistiere, denke ich primär nicht an die Rechtsordnung, sondern an mich. Der Mut, eigene Rechte einzufordern und das Recht auf Tötung aus Notwehr lassen sich nur dadurch ohne Umschweife begründen, dass egoistische Gründe als moralisch relevant betrachtet werden. (Vgl. Wolf 2007)

Die Bedeutung der Bezugnahme auf das eigene Ich zeigt sich darin, dass ich an mir selber erfahre, dass ich **unverwechselbar** bin – ich verwechsle mich, meine Freuden und Leiden und meinen Drang zu leben, nicht mit den Freuden, Leiden oder dem Lebensdrang anderer – sofern ich nicht meine, ich müsse mich für andere aufopfern. Ich halte mich – im Unterschied zu meinen objektiven oder mit der Gattung gemeinsamen Eigenschaften – für **unersetzbar**; ersetzbar ist dagegen meine Arbeitskraft, wie manche Entlassungen und Versetzungen auf dem Arbeitsmarkt beweisen. Insofern muss ich mir meinen Wert nicht verdienen (durch arbeiten und dienen); er kommt mir zu als nicht-meritorischer Wert, den ich im freudigen Genuss erlebe, aber auch in der Sorge und Angst um meine Existenz. In der Muße, im Faulsein und im Selbstgenuss erlebe ich mich als unersetzbar. Kein Genuss anderer könnte mir meinen Genuss ersetzen oder aufwägen. (Ich werde auf die Unersetzbarkeit im Abschnitt 8 zurückkommen.)

Der Einzige erlebt sich auch als **unvergleichbar**. Marx und Engels haben das in ihrer mala fide Lektüre von Stirner als Flucht des Kleinbürgers vor der Konkurrenz gedeutet. (Vgl. Marx/Engels 1845/46/1990, 402; vgl. Essbach 1978 und 1982) Diese Kritik ist seltsam, haben doch Marx und Engels selber die Nebenfolgen der kapitalistischen Konkurrenz angeprangert. Warum sollte ich nicht bereits inmitten der Konkurrenz nach Nischen der Unvergleichbarkeit suchen, etwa im stillen Genuss oder in der Freude an meinen Kindern, wo ich ungestört und unangefochten ich sein kann, ohne Siege über andere anzustre-

ben? Soll ich etwa auf meine Rebellion verzichten und auf die soziale Revolution warten?

Die Erfahrungen der Unverwechselbarkeit, der Unersetzbarkeit und der Unvergleichbarkeit sind einer vermeintlich objektiven oder unparteiischen Außenbetrachtung schwer zugänglich, sie gehören zu jenen Zügen des jemeinigen Erlebens, die ich am besten aus der Innenperspektive verstehen kann. Sie sind deshalb nicht notwendigerweise Illusionen oder Täuschungen, sondern sie sind authentische Erfahrungen, die sich weder ganz aussprechen noch wie gewöhnliche Aussagen verifizieren oder falsifizieren lassen. Sie gehören zum privaten und privilegierten Zugang zu meiner Erlebniswelt, zum affektiven Leben aus der Innenperspektive, welche einer objektiven Betrachtung der Welt zu entgleiten drohen. Was mir wichtig ist, mag anderen als „Privatnarrheit“ erscheinen. (Vgl. 148, 189, 193) Der Einzige meint es mit dem Subjektivismus und Voluntarismus ernst: „was Ich will und weil Ich's will“ (310) – dies ist die Formel des puren Voluntarismus. (Vgl. 45, 84, 225) Dabei schreckt Stirner auch nicht davor zurück, die flüchtigen und wandelbaren Wünsche anzurufen. Als echter Bürgerschreck spricht er sich aus gegen Pflicht, Bindung und Erstarrung. Das Stabilitätsprinzip nennt er das eigentliche Lebensprinzip der Religion. (Vgl. 379) „Die leidige Stabilität! [...] Weil ich gestern ein Narr war, müßte Ich's zeitlebens bleiben [...] Meinen Willen kann Niemand binden, und mein Widerwille bleibt frei.“ (215)

Die Phänomene der Exzentrik und Jemeinigkeit sollten jedoch auch in einer wissenschaftlichen Betrachtung der Menschen Platz finden. Sie gehören insbesondere zu den Voraussetzungen eines ethischen Egoismus, der die spezielle Sorge jedes Einzelnen, aber auch seine Fähigkeiten zur Erfahrung von Lust und Leiden und damit seinen persönlichen Standpunkt ernst nehmen.